

A black and white photograph of two men in traditional robes and head coverings, walking away from the viewer on a stone path. They are carrying satchels. The background is a hilly, rocky landscape with some vegetation.

Rolf Wassermann

Die Botschaft des Jesus von Nazareth

... wie die Evangelien
sie weitergetragen haben ...

Sachbuch

KLECKS VERLAG

Rolf Wassermann

Die Botschaft des Jesus von Nazareth

**... wie die Evangelien sie weitergetragen
haben unter Einbeziehung der historisch-
kritischen Forschung über die Entstehung
des Neuen Testaments**

Sachbuch

Inhalt

Vorwort	10
Kapitel 1	21
Die Anfänge	22
Die Quellen	31
Jesus und seine Familie	35
Sein Lehrer Johannes der Täufer	40
Jesu Taufe: Seine Berufung	45
Die Versuchung Jesu	50
Jesu Jünger	59
Gab es Jüngerinnen?	69
Kapitel 2	73
Die Erzählung vom Reich Gottes	74
Das gegenwärtige Reich Gottes	75
Das zukünftige Reich Gottes: die Apokalyptik Jesu	87
Wir sind Begabte, Salz und Licht	92
Exkurs: Gewalt im Neuen Testament	97
Die Letzten werden die Ersten sein	102
Reichtum und Reich Gottes	107
Der barmherzige Samariter oder: Wer ist mein Nächster?	112
Ewiges Leben bei Jesus und Paulus	118
Die Liebesgebote	121
Nächstenliebe und Menschenrechte	131
Die Geächteten integrieren: Ich und Selbst	133
Ich und Selbst	138
Jesus als Heiler	141
Anthropologische und theologische Anmerkungen	153

Das Reich Gottes und die Kirche.....	164
Eine Kultur der Barmherzigkeit	166
Splitter und Balken – Jesus als Seelsorger	166
Der verlorene Sohn.....	174
Das Massaker in Jerusalem, der Einsturz des Turms von Siloah und der Untergang der Titanic.....	182
Eros und Sexualität	187
Jesu Haltung zur Ehe	193
Die Seligpreisungen aus der Bergpredigt.....	199
Das Vaterunser.....	214
Jesu Haltung zum Gesetz	226
Der Einzug in Jerusalem und Jesu Haltung zum Tempel ...	239
Die Tempelreinigung	242
Das Abendmahl.....	251
Opfer und Hingabe	259
Sein Ende	264
Kapitel 3.....	267
Der Mythos vom Christus (Die Christologisierung Jesu) ..	268
Mythen, Märchen und Bekenntnisse	277
Das Mysterium Jesu.....	288
Nachwort.....	297
Glossar.....	300
Literaturverzeichnis.....	307

EINLEITUNG

Dieses Buch wendet sich an interessierte Christen und auch an Menschen, die ich die ›latente Gemeinde‹ nenne. Das sind Menschen, für die die Botschaft Jesu »die größte Volksbewegung der Weltgeschichte« ist, und »die beste und glänzendste Botschaft der Menschheit verkündet, die auch heute noch die Welt verändern kann« (Geisler, *Kann man noch Christ sein*, S. 71). Aber sie stehen der Kirche aus gewichtigen Gründen kritisch gegenüber mit ihren Glaubenskriegen der Vergangenheit und den Missbrauchsskandalen in der Gegenwart.

Dies Buch will aber auch den kritischen Theologen ansprechen. Dabei ließ es sich nicht vermeiden, dass an der einen oder anderen Stelle Fachausdrücke, Zitate und Querverweise auftauchen, die unter Umständen nicht jedem verständlich sind. Der interessierte Laie möge an solchen Stellen einfach darüber hinweglesen oder sich bei den mit * markierten Stellen des Glossars am Ende des Buches bedienen, das hoffentlich für die nötige Klarheit sorgen kann.

VORWORT

Im Kindergottesdienst hörte ich zum ersten Mal den Namen Jesus. Ich weiß nicht, wie ich dorthin gekommen bin. Als ich 12 Jahre alt war, wurde mir bewusst, in welcher Lage ich mich mit meiner Familie befand. Mein Vater galt als bei Stalingrad vermisst. Meine Mutter, meine Schwester und ich waren nach der Bombardierung Hamburgs zu Onkel und Tante geflohen und hatten dort Unterschlupf gefunden. Ich konnte mir keinen Reim auf meine Situation machen, in die ich geraten war, und auch zu Hause nicht darüber sprechen, ohne dass Tränen flossen oder mir Wut entgegenschlug. Meine Mutter war es, die in Tränen ausbrach, und mein Onkel, der Nazi war und an der ›Heimatfront‹ überlebt hatte, wurde wütend. Und ich wusste nicht, warum.

In dieser Situation habe ich im Kindergottesdienst Zuflucht gesucht. In ihm eröffnete sich mir eine neue Welt: Über Krieg und Frieden, über Feindschaft und Freundschaft, über Sünde und Vergebung, aber auch über Freude, Hoffnungen und Wünsche konnte offen gesprochen werden. Selbst Tränen wurden nicht unterdrückt. Dieser Jesus, um den es ging, erschien mir wie die Verkörperung der widerstreitenden Eindrücke und Empfindungen, die ich aus meinem Leben kannte.

Meine Englischlehrerin in der Mittelschule, Elisabeth Meier, gründete später mit Schülerinnen und Schülern aus unserer Klasse eine Gebets- und Bibelkreis. In ihm wurde

ich wieder mit Jesus konfrontiert. Diese Prägung hat mir die piätistische Frömmigkeit nahegebracht, die mir ermöglichte, zu meinen Gefühlen zu stehen. Zugleich aber hat sie mich, als ich Theologie zu studieren begann, in eine Enge geführt. Sie schien mir von Angst geprägt zu sein. Fragen, die nicht genehm waren, wurden vermieden und als Unglaube gebrandmarkt. Die Bibel sei, so wie sie uns vorliege, von Gott selbst den Autoren in die Federn diktiert worden (›Verbalinspiration‹ ist der theologische Fachbegriff dafür), und alles andere sei ein Abfall vom Glauben.

Es ging vornehmlich um mein Seelenheil, was auch wichtig war, aber die Fragen, die mich bewegten, wurden nicht gestellt. Und das war für mich eine Engführung meiner eigentlichen Frage: Was führt Menschen dazu, sich und ihre Kinder in Kriege wie diesen zu verwickeln?

Im Theologiestudium geriet auch ich auf die Spuren des historischen Jesus. Unser Professor für Neues Testament, Hunzinger, wies uns in die Geheimnisse der historisch-kritischen Forschung ein, die nicht einfach wörtlich glaubt, was in der Bibel geschrieben steht, sondern kritisch die Texte vor ihrem historischen Hintergrund beleuchtet und z.B. versucht, bewusste Legendenbildung der Erzählenden von historischen Berichten zu unterscheiden. Er warnte uns aber zugleich davor, der Gemeinde davon zu erzählen, weil diese dadurch nur verunsichert würde. Diese Argumentation machte mich neugierig. Wenn diese Forschungsergebnisse der Gemeinde gefährlich werden konnten, musste etwas Wahres an ihnen sein. Dem wollte

ich auf die Spur kommen. So begann mein Interesse am historischen Jesus.

In späteren Begegnungen mit kirchenleitenden Männern erlebte ich, dass deren Furcht vor historischer Kritik noch größer war als die unseres Professors. Erst viele Jahre später begriff ich, dass meine Kirche im Fahrwasser der Politik nach dem Motto »Nur keine Experimente« ihr Heil in der Restauration* der Nachkriegszeit gesucht hatte. Auf die Frage: »Wie konnte es zum Wahnsinn des Nazireichs kommen?« gab es kaum Antworten.

Dass die evangelischen Kirchen im Dritten Reich weitgehend versagt und auch hernach nicht wirklich aus dieser Katastrophe gelernt hatten, ist trotz des Einsatzes von Theologen der Nachkriegszeit wie Niemöller, Wester, Halfmann und anderen wahr. Es war schwer, einen Neuanfang zu wagen, den Bonhoeffer in einer Predigt aus dem Gefängnis an seinen Patensohn so beschrieben hat: »Bis du groß bist, wird sich die Gestalt der Kirche sehr verändert haben. Die Umschmelzung ist noch nicht zu Ende und jeder Versuch, ihr zu neuer organisatorischer Machtentfaltung zu verhelfen, wird nur eine Verzögerung ihrer Umkehr und Läuterung sein« (Widerstand und Ergebung, S. 207).

Diese ›Verzögerung‹ hält an, denn die Kirche träumte nach dem Zusammenbruch von ›organisatorischer Machtentfaltung‹ und sie tut es bis heute. Wir haben als Studenten dieses ›Weitermachen wie bisher‹ damals mehr gespürt als gewusst. Zu einem solchen Neuanfang hätte

auch eine Positionierung gegenüber der historisch-kritischen Forschung gehört. Sie wurde zwar geduldet, aber sie hat fast durchgängig keinen Einzug in die Gemeindeftheologie gefunden. Diese ist im Grunde fundamentalistisch geblieben, indem sie die Bibel ohne Unterschiede zum ›Wort Gottes‹ erhob.

Auch die praktische Gemeindearbeit, die ich in der Kirche erlebte, blieb auf ihre tröstende Funktion in den Kümernissen des Alltags beschränkt. Und die Jugendarbeit entwickelte sich in vielen Gemeinden zu einer von Hauptamtlichen begleiteten Freizeitbeschäftigung.

In dieser Lücke des verpassten Neuanfangs in der Gemeindeftheologie versucht diese Arbeit, einen Beitrag zu leisten. Mit meinem Plädoyer für die historisch-kritische Forschung wendet sie sich vor allem an interessierte Laien. Ich bin Pastor in der lutherischen Kirche und war bis zu meiner Pensionierung tätig als Gemeindepastor in Schenefeld bei Hamburg, als Jugendpastor im Kirchenkreis Blankenese, als Missionar in Tanzania und zum Schluss als Gemeindepastor in Holm bei Wedel. Ich verdanke meiner Kirche viel, trotz aller Kritik. Sie hat mir eine theologische Existenz nicht nur finanziell ermöglicht, sondern mir auch die Freiheit gewährt, zu predigen und zu schreiben, was mir dabei wichtig geworden ist. In diesen Jahren habe ich versucht, aufzunehmen und zu verarbeiten, was von der historisch-kritischen Forschung bei mir angekommen ist.

Die Erforschung des Neuen Testaments geht davon aus, dass die Evangelisten im Übergang von der mündlichen zur schriftlichen Überlieferung erhebliche Veränderungen vorgenommen haben. Ihr Fokus lag nicht auf einer möglichst historisch getreuen Wiedergabe dessen, was geschehen war oder was Jesus gesagt hatte. Sie wollten in erster Linie predigen, also die Botschaft Jesu, wie sie sie verstanden hatten, weitertragen. Damit waren sie dem Anliegen aller Prediger seit Jesu Auftreten nahe.

Aber seit der historisch-kritischen Erforschung des Neuen Testaments wissen wir mehr über den historischen Jesus, als die Evangelisten wissen konnten. Dies Wissen wurde zwar in der Wissenschaft gepflegt, den Gemeinden gegenüber aber verschwiegen. Das führte schließlich dazu, dass Bruchstücke dieses Wissens in die Öffentlichkeit gelangten (zum Beispiel in Theaterstücken und auch in Pressemitteilungen wie im ›Der Spiegel‹ vom 19.04.2019: ›Wer glaubt denn sowas?‹). Dadurch entstand in der Kirche ein Glaubwürdigkeitsverlust, dem Gershwin in ›Porgy and Bess‹ ein Denkmal gesetzt hat (vornehmlich im Lied ›It ain't necessarily so‹).

Wir Prediger folgen also den Spuren der Evangelisten, indem wir berichten, warum uns die Botschaft Jesu wichtig geworden ist. Aber das heißt nicht, dass sie und wir diese Texte, die ihnen und uns zunächst mündlich und später auch schriftlich vorgelegen haben, nach Belieben manipulieren würden (Ausnahmen werden im Kapitel ›Gewalt im NT‹ gesondert behandelt).

Diese Arbeit geht davon aus, dass sich über die Jahrhunderte hinweg ein Bild von der Botschaft Jesu entwickelt hat, das wesentliche Züge seiner Botschaft bewahrt hat.

Diesem Buch, wie auch seinem Vorgänger ›Die Logik der Gaben‹, liegen Predigten aus den Jahren 1994 bis 2013 zugrunde, die ich in Lupila in Tanzania und anderswo und in meiner Gemeinde in Holm gehalten habe.

Zu gravierenden Änderungen in der Wahrnehmung Jesu hat die historisch-kritische Forschung bei folgenden Themen geführt:

Die Berichte über sein besonderes Verhältnis zu Frauen haben unter der maskulinen Redaktion des Neuen Testaments gelitten (siehe ›Jesus und die Frauen‹).

Auch die Tatsache seiner Taufe durch Johannes den Täufer ist von Matthäus mit dem Zusatz ›abgemildert‹ worden: ***Ich bedarf, dass ich von dir getauft werde, und du kommst zu mir?*** (Mt. 3, 14). Das Johannesevangelium verschweigt die Taufe ganz, weil sie ihm offensichtlich peinlich war. Auch enthält es nicht die Versuchungsgeschichte und das Abendmahl. Dass Jesus von Gott versucht wurde, war dem Evangelisten offensichtlich ein Ärgernis. Papst Franziskus hat dieses Thema wiederbelebt, indem er im Vaterunser die Bitte »und führe uns nicht in Versuchung« abmildern will in: »lass uns nicht in Versuchung geraten«.

Dies sind erkennbare Kontroversen im Neuen Testament. Trotzdem gibt es einen festen Bestand der Botschaft Jesu. Dazu gehören das Vaterunser, die Spruchsammlung, die wir ›Bergpredigt‹ nennen, das Abendmahl und etliche seiner Gleichnisse.

Die historische Kritik lädt dazu ein, genau hinzuschauen, was wirklich geschrieben steht, und auch zur Kenntnis zu nehmen, wenn etwas weggelassen oder sogar ins Gegenteil verkehrt wird (siehe auch ›Gewalt im NT‹).

Der Weg durch dieses Labyrinth ist mühsam, aber lohnend, weil er die Spuren des Mannes aus Nazareth nachzeichnet und den Kern seiner Botschaft freilegt, die heute noch die Welt verändert (Geissler, siehe oben).

Die biblischen Texte, die zum festen Bestand gehören, habe ich den eigenen Ausführungen jeweils vorangestellt. Sie sind der Ausgangspunkt. Ich halte sie im Wesentlichen mit Einschränkungen (z.B. ›Gewalt im NT‹) für authentisch in dem Sinne, dass ihre Inhalte auf Jesus zurückgehen.

In der Historie gibt es allerdings keine letzten Gewissheiten. Dagegen sagt der Fundamentalismus, was geschrieben steht, sei Gottes Wort. Aber Worte, wie sie in der Bibel stehen, sind menschliche Worte, die allerdings göttliche Wahrheiten enthalten können.

Der Wortlaut der Botschaft Jesu liegt uns leider nicht vor, weil es keine schriftlichen Aufzeichnungen von ihm selber gibt. Er sprach Aramäisch, einen hebräischen Dialekt. Wir

haben nur die Berichte der Evangelisten. Die aber sprachen Griechisch. Dass trotzdem der Kern seiner Botschaft erkennbar geblieben ist, ist ein Wunder.

Diese Arbeit setzt ihren Schwerpunkt auf den Mann aus Nazareth und seine Botschaft. Im Schlusskapitel folgen Überlegungen, in denen es um die ›Christologisierung‹* Jesu geht. Sie ist, neben den ›Jesuserzählungen‹ elementarer Bestandteil des Neuen Testaments und findet ihren Ausdruck darin, dass Jesus als *Christus* (Gesalbter) oder *Kyrios* (Herr) und *Sohn Gottes* bezeichnet wird. Dieser Prozess setzt sich fort in der Kunde von seiner jungfräulichen Geburt und seiner Auferstehung.

Dieser Prozess hat seine Wurzeln zum Teil im historischen Jesus (siehe ›Das Mysterium‹). Darum habe ich Gedanken einer »Christologie von unten« (Ratzinger, ›Jesus von Nazareth‹, Band 2, S. 13) aufgegriffen, um zu zeigen, dass etliche christologische Aussagen einen jesuanischen Kern haben.

Die historische Kritik hat auf diese ›Christologisierungen‹ mit ihrem Programm der ›Entmythologisierung‹ reagiert. Es ist zwar unmöglich, nach den Berichten aus den Evangelien eine Biographie Jesu zu rekonstruieren, wie Albert Schweitzer nachgewiesen hat, aber es ist möglich, seine Botschaft in ihren Grundzügen zu beschreiben. Es gibt zwar auch im Neuen Testament Mythen, die der Botschaft Jesu klar widersprechen, sie aber als Mythen im Sinne von Lügen zu diskreditieren, geht an der Tatsache

vorbei, dass Mythen geschichtliche Erfahrungen enthalten, die sie in eine andere Sprache übersetzen. Wir würden einen großen Schatz des christlichen Glaubens verlieren, wenn wir die ›Liebeserklärungen‹ der frühen Christen an ihren ›Meister‹, die von ihm als *Christus* sprechen oder ihn als *Kyrios* bezeichnen, ›entsorgen‹ würden.

Bei der Christologisierung gilt es zu unterscheiden zwischen den Mythen, die einen jesuanischen Kern haben und solchen, die als Huldigungen und ›Liebeserklärungen‹ verstanden werden können. Andere widersprechen dagegen der jesuanischen Ethik fundamental. Sie werden in einem Exkurs ›Gewalttexte im NT‹ gesondert behandelt.

Große Dienste haben mir Gerd Theißen und Annette Merz geleistet mit ihrem Buch ›Der historische Jesus‹. Es hat mich viele Jahre als ›Lehrbuch‹ in meiner ›theologischen Existenz‹ als Pastor in Schenefeld, Lupila (Tanzania) und Holm begleitet.

Und bei Jack Miles (›Gott – eine Biografie‹) möchte ich mich stellvertretend für die anderen bedanken, die mich zu dieser Arbeit ermutigt haben. Er hat mich gelehrt, das Alte Testament aus der Sicht eines Literaturwissenschaftlers als Roman zu betrachten und ernst zu nehmen als eines der glänzendsten literarischen Kunstwerke der Menschheit. Damit hat er meinen Horizont erweitert – über die historische Kritik hinaus.

Das erste Buch, die Logik der Gabe, war der Versuch, das apostolische Glaubensbekenntnis als Vorlage zu wählen mit den Themen *Vater*, *Sohn* und *Heiliger Geist*. Mir

wurde bewusst, dass in diesem von der Botschaft Jesu nicht die Rede ist, sondern der Botschafter das Thema ist. Deswegen wählte ich als Fokus des neuen Buches das zweite Kapitel ›Jesus von Nazareth und seine Botschaft‹ als Titel.

Nach einem Sturz vom Dach, den ich erlitten hatte, halfen mir Familie und rotarische Freunde, mein begonnenes Manuskript zu komplettieren. Aber es war uns nur eine interessante Materialsammlung gelungen, der Zusammenhänge und Überleitungen fehlten. »Dein Buch ist ein Schatz«, bekam ich zu hören, »aber es ist schwer zu lesen«. Als später die Kräfte wiederkamen, riet mir mein Freund Wolfgang Herzberg, mich an eine Neufassung zu wagen und dabei den Fokus neu zu setzen.

Ich machte mich an die Arbeit und bin froh und dankbar, Ihnen das Ergebnis jetzt vorlegen zu können. Das Schreiben hat sich auch als Therapie erwiesen. Mein Gehirn hat wieder das ›Gehen‹ gelernt.

Bedanken möchte ich mich bei meiner Frau Sibylle, die seine Entstehungsgeschichte mitgetragen und zum Teil auch miterlitten hat. Heinz Tschirner und Gertrud Hoppe haben mir geholfen, meine Theologensprache in verständliches Deutsch zu verwandeln, immer wieder begleitet von der Frage: »Was wolltest du eigentlich sagen?« Rudolf Hinz danke ich für die Bereitschaft, das Manuskript kritisch gegengelesen zu haben.

Bedanken möchte ich mich auch bei Bernd Diebner, meinem ehemaligen Vikar- und Pastorenkollegen, für die Bereitschaft, dies Buch mit einem theologischen Update zu versehen.

Meinem Sohn Werner danke ich für die finale Bearbeitung des Manuskripts, er hat mir kluge Fragen gestellt und mich mit Einfühlungsvermögen zum Überdenken gebracht.

Holm, den 27.02.2021

Rolf Wassermann

KAPITEL 1

DIE ANFÄNGE

Einleitung

Der johanneische Jesus wurde von seinen Zuhörern gefragt, wer er sei. Er antwortete: ***Zuerst das, was ich euch auch sage*** (Joh. 8, 25 b). Es ist umstritten, was mit diesen Worten gemeint ist. Ich neige zu der Auffassung, dass sich in der Theologieggeschichte sehr früh das Interesse von der Botschaft Jesu auf den Botschafter verlagert hat.

Dadurch ist ein theologischer Streit entstanden, der mit ungeheurer Härte seit der Urkirche geführt wurde. Beigelegt ist er bis heute nicht, aber immerhin eingedämmt durch interkonfessionelle und interreligiöse Gespräche, in denen versucht wird, Einigkeit darüber zu erzielen, wie oder wer Gott sein müsste, um als Gott jeweils der Anderen akzeptiert zu werden. Das ist ein Gewinn gegenüber den Religionskriegen. Dabei wurde in Kauf genommen, dass die Ethik Jesu, wie sie in der Bergpredigt beschrieben wird, unter die Räder gekommen ist.

In der kirchlichen Praxis aber wurde die Botschaft Jesu nicht vergessen, sondern sie ist lebendig geblieben (Siehe Geissler).

Die realexistierende Kirche hat eine Affinität zu hierarchischen Strukturen, wie sie das Römische Reich und eine von Priestern geführte Kirche nahelegten. Die Päpste verkleideten sich wie Kaiser (Kyrios) und führten damit die

Botschaft Jesu ad absurdum. Papst Franziskus versucht dankenswerterweise, von diesem Ross herunterzukommen, trifft dabei aber auf den Widerstand großer Teile der Kurie.

Im zweiten Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses ist von der Jungfrauengeburt die Rede und von Jesu Tod, seiner Auferstehung und schließlich davon, dass er zur Rechten Gottes als Richter kommen wird. Seine Botschaft wird mit keinem Wort erwähnt.

Dieses Verschweigen hat Methode, denn Jesu Botschaft würde eine Tempelreinigung auslösen mit der Frage: Was macht ihr aus meiner Botschaft?

Schaden genommen hat die Kirche, weil die Friedensbotschaft Jesu teilweise unter die Räder geraten und in ihr Gegenteil verkehrt worden ist. Auch wir Theologen haben uns über weite Strecken der Theologiegeschichte als Brandstifter betätigt. Wir haben mit unserem Theologengezänk Kriege losgetreten, in denen zahllose Menschen umgekommen sind.

Jesus ging es nicht um sich selbst, den Botschafter, sondern um ein neues Verständnis von Gott, das darin gipfelte, dass er ihn **Vater** (Lk. 11, 2–4; Mt. 6, 9–13) nannte. Die Anrede **Vater** oder **mein Vater** und **euer Vater** geht offenkundig auf Jesus zurück.

Es gibt im Alten Testament eine ›Entwicklung‹ Gottes, die Jack Miles in seinem Buch ›Gott, eine Biografie‹ aus der Sicht eines Literaturwissenschaftlers beschrieben hat. Er

kommt zu dem Ergebnis, dass das Gottesverständnis außerordentliche Wandlungen durchgemacht hat. Oft heißt es, dass ihn etwas gereue. Zum Beispiel in 1. Mose 6, 7 gereut es Gott, dass er die Menschen gemacht hat.

Im Buch Josua wird er als Kriegsgott beschrieben, der zum Völkermord aufruft (Jos. 6, 17). Im 23. Psalm wird er dagegen als *guter Hirte* gepriesen. Das Alte Testament kennt einige Male auch die Anrede **Vater** (zum Beispiel 5. Mose 32, 6; Psalm 89, 27). Die Spannweite der Gottesanreden im Alten Testament ist gewaltig.

Jesus rückte die Botschaft von Gott dem **Vater** in den Fokus seines Denkens und Handelns. Sie hat seither die Gedanken und Gebete der Menschen mehr geprägt als jede andere Gebetsanrede. Dass Gott, der Schöpfer, unser aller **Vater** ist, markiert eine Spannung, von der Robert Spaemann* schreibt: »Die Rede vom guten Gott, vom Gott der Liebe (**Vater**), verliert ja ihre überwältigende Pointe, wenn sie verschweigt, von wem gesagt wird, er sei die Liebe« (Spaemann, Der letzte Gottesbeweis, S. 15).

Heraklit hatte nur 500 Jahre zuvor den Krieg als »Vater aller Dinge« (DK 22 B 53) gepriesen. Zu verkünden, dass der Allmächtige seinen Geschöpfen als **Vater** in Liebe zugehen sei, war kühn und spannungsreich.

Jesus wird sich dieser Spannung bewusst gewesen sein, wie die Bitte im Vaterunser zeigt: *und führe uns nicht in Versuchung* (Lk. 11, 4b, Mt. 6, 13). Die Versuchung besteht darin, daran zu zweifeln, ja zu verzweifeln, dass er wirklich barmherziger **Vater** ist. Sein Schrei am Kreuz ist

ein Beispiel dafür: *Mein Gott, warum hast du mich verlassen?* (Mk. 15, 34) Noch deutlicher wäre gewesen, wenn er gerufen hätte: »Mein Vater, warum hast du mich verlassen?« Dieser Ausruf war den Evangelisten ein Dorn im Auge, sie alle, außer Markus, haben ihn weggelassen.

Paulus hat weitreichende Konsequenzen aus der Vater-Anrede gezogen und gefragt: *Ist Gott allein der Gott der Juden? Ist er nicht auch der Gott der Heiden?* (Röm. 3, 29). Er kommt zu dem Schluss: *Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau, denn ihr seid allesamt einer in Jesus Christus* (Gal. 3, 29).

Mit der Vater-Anrede legte Jesus die Grundlage zu einer universalen Menschlichkeit. Aus ihr hat aber erst Paulus die Konsequenzen in ihrer vollen Tragweite gezogen. Er redet Gott an zwei Stellen mit *Abba* an (Röm. 8, 15; Gl. 4, 2). Er muss also diese Gebetsanrede Jesu gekannt haben. Wenn Gott unser aller *Vater* ist, sind wir Menschen seine *familia dei* (Mk. 3, 31–35). Paulus zieht es deswegen *hinaus in alle Welt* (Mt. 28, 19) und wird so vom Christenverfolger zum Heidenapostel.

Wer aber war der Botschafter? Wir nennen ihn ›Jesus Christus‹, als handele es sich dabei um seinen Vor- und Nachnamen. ›Jesus Christus‹ ist aber ein Bekenntnis, das besagt: Dieser Jesus von Nazareth ist der Christus, der Messias, wörtlich ›der Gesalbte‹, den der jüdische Glaube von alters her verheißen und erwartet hat.

Damit begann schon sehr früh ein Abrücken von seiner

Botschaft. Der Botschafter wurde anstelle der Botschaft in den Mittelpunkt gerückt. Dass er später in Bekenntnissen als **Kyrios** über den Kaiser gesetzt wurde, war zwar verständlich als Lobpreis (Liebeserklärung) eines außergewöhnlichen (göttlichen) Menschen. Diese Christologisierung führte aber zu einer zunehmenden Verdunkelung seiner Botschaft, in der Jesus ausdrücklich auf Macht verzichtet hatte. *Ihr wisst, die als Herren gelten, halten ihre Völker nieder und die Mächtigen tun ihnen Gewalt an. Aber so ist es unter euch nicht, sondern wer groß sein will unter euch, der soll euer aller Diener sein* (Mk. 10, 42–43).

Dieser Prozess setzte sich fort, als die Kirche in Rom und Konstantinopel (konkurrierende) Metropolen gründete und Kirchenfürsten in Palästen residierten, während Jesus keinen Platz hatte, wohin er sein Haupt legen konnte (Mt. 8, 20).

Dem historischen Menschen Jesus und seiner Botschaft hinter diesen Bekenntnissen zu begegnen, ist mühsam, aber es ist möglich und spannungsreich. Wir treten damit in den christologischen Streit der frühen Kirche ein, bei dem es darum ging, am Menschen Jesus von Nazareth festzuhalten und zugleich seine Göttlichkeit zu bekennen.

Die Wahrnehmung Jesu als wirklichen Menschen hat heute noch in der Kirche etwas Ketzerisches. Dies ist aber ein Rückfall in die Zeit vor dem Konzil zu Chalcedon*. Zudem bringen wir uns um die wesentliche Grundlage un-

seres Glaubens, wenn wir uns nicht getrauen, vom Menschen Jesus von Nazareth zu sprechen.

Wir können ihm, dem Menschen, in den Texten des Neuen Testaments begegnen, wenn wir hinter die Mythen und Predigten schauen, die ihn umgeben. Die entsprechenden biblischen Texte werden darum jeweils fettgedruckt zu Anfang wiedergegeben, weil sie der Ausgangspunkt dieser Überlegungen sind. Meine Ausführungen sind lediglich ein Kommentar zu diesen Texten.

Alle biblischen und außerbiblischen Texte haben auch Bekenntnischarakter, neben der Historie, die sie auch erzählen. Die Autoren wollten predigen und bekennen, warum ihnen der Mann aus Nazareth wichtig geworden war.

Das bedeutet nicht, die Texte abzuwerten. Sie sind ebenso wie Legenden, Märchen und Mythen ein Schatz der Menschheit. Wo stünden wir ohne diese? Die Gottessohnschaft Jesu und seine jungfräuliche Geburt sind Mythen. Sie haben ihre Wahrheit nur in einem anderen Sprachmodus als jenem der Historie.

Die historische Kritik unterscheidet den Sprachmodus der Historie von dem der Mythen. In einem Fall geht es um das, was geschehen ist, um ein Ereignis (Historie). Im anderen Fall um die menschliche Reaktion (Bekenntnis, Liebeserklärung, Mythos) auf dieses Ereignis. Das Verdienst der historisch-kritischen Forschung ist, die Frage nach dem Menschen Jesus von Nazareth und seiner Botschaft neu gestellt zu haben.

Ein ernüchterndes Ergebnis dieser Forschung ist freilich, dass es kaum möglich ist, die ›ipsissima vox‹, den aramäischen Originalton Jesu, zu rekonstruieren; zu viel Griechisches, Bekenntnisartiges, Predigthafte und Mythologisches überlagern ihn (siehe auch Albert Schweitzer: ›Die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung‹). Aber mit diesen Schwierigkeiten wurde die ›Leben-Jesu-Forschung‹ vorschnell zu den Akten gelegt. Das Bekenntnishafte lässt sich behutsam und auch mit einer gewissen Ehrfurcht abtragen. Dabei kommt in Grundrissen ein Mensch des Altertums zum Vorschein, mit seinem Handeln, seinen Beziehungen, seiner Predigt, seiner Sicht auf Gott und den Menschen, der fasziniert. Wir erhalten so ein Profil seiner Person – wenn auch nur für den kurzen Ausschnitt seines öffentlichen Wirkens (Theißen, S. 216).

Diese Informationen sind den Kirchengemeinden leider weitgehend vorenthalten worden. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in der Kirche Restauration betrieben und ein theologischer Neustart unter Einbeziehung der historischen Kritik versäumt. Im Grunde transportieren wir bis heute ein fundamentalistisches Verständnis der ›Heiligen Schrift‹.

Es gibt in der Bibel viele sich widersprechende ›Worte Gottes‹. So ist zum Beispiel das Bild, das Markus von Jesus zeichnet, ein gänzlich anderes als die johanneische Version.

Luther hat durch sein ›Solus Christus‹* versucht, die vielen Dogmen, Bekenntnisse und Legenden auf einen Punkt zu

bringen. Das war ein wichtiger Schritt. Diesen Schritt hätten wir anlässlich des 500-jährigen Luther-Jubiläums weitergehen können und müssen zum ›Solus Jesus‹, um damit die Botschaft Jesu wieder ins Bewusstsein zu rücken.

Die historisch-kritische Forschung ist hierzu ein wichtiges Instrument. Durch die Kenntnis der historischen Situation, in die hinein die Texte der Bibel geschrieben wurden, gewinnen sie an Tiefenschärfe. Das macht sie in der Regel lebendiger, handfester und dadurch auch verständlicher.

In einem zweiten Schritt kann der Text als die Botschaft des historischen Jesus an uns gelesen werden. Biblische Texte sprechen oft Themen an, hinter denen sich Konstanten unseres Menschseins verbergen. In ihnen geht es zum Beispiel um Liebe und Hass, um Schuld und Sühne, um Rivalität und Geschwisterlichkeit, um Arbeit und Ausruhen.

Wenn dem nicht so wäre, würden sie uns lediglich als Buch mit sieben Siegeln aus der Vergangenheit erscheinen, was auch seinen Wert haben kann.

So aber begleitet uns eine Fülle von Erfahrungen, die in Geschichten, Mythen und Märchen, in Literatur und Überlieferungen als eine Sammlung von Ideen, Gedanken und Erfahrungen weitergegeben wurde. An diese Konstanten kann durch Assoziationen angeknüpft werden. Damit kann die existentielle Botschaft eines Textes freigelegt werden, die sich in den Worten der Vergangenheit verbirgt.

Wenn dies aber ohne den ersten Schritt der historisch-kritischen Forschung geschähe, bestünde die Gefahr, dass sich die Assoziationen im Beliebigen verlieren.

Reza Aslan (Zelot, S. 145)* unterscheidet zwischen dem wissenschaftlichen Historiker auf der einen und dem gläubigen Sinnsucher auf der anderen Seite. Der »garstige Graben« (Hartmut Sierig*: Über den garstigen Graben) zwischen diesen beiden Lagern ist ein Ärgernis. Denn letztlich kann es nur eine Wahrheit geben, um die wir uns bemühen müssen (»Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen« Goethe: Faust. Der Tragödie zweiter Teil, Kapitel 63). Wesentliche Erkenntnisse der historischen Forschung zu ignorieren, ist so sinnlos wie die Leugnung, dass sich die Erde um die Sonne dreht. Den Historikern und Wissenschaftlern sollten wir Sinnsucher aber nicht das Feld allein überlassen.

Ich bekenne, dass ich zu den Sinnsuchern gehöre. Für beide aber, Historiker und Sinnsucher, gilt die Liebe zur Wahrheit. Wir nähern uns ihr nur auf verschiedenen Wegen an.

Den Sinnsuchern, denen dies Buch zu sehr auf die Theologensprache Rücksicht nimmt, sei empfohlen, solche Texte zu überfliegen wie zum Beispiel die theologischen Querverweise und bei den Leitgedanken weiterzulesen, die dieses »Manko« nicht haben.

DIE QUELLEN

Von Jesus berichten die Schriften des Neuen Testaments und solche, die nicht in den Kanon der Bibel aufgenommen wurden, wie zum Beispiel das Thomas-, das Petrus-, das Maria- und das Egertonevangelium. Auch der jüdische Historiker Josephus, der von 38 bis 100 gelebt hat, berichtet von Jesus und seiner Bewegung.

Ich beschränke mich hier im Wesentlichen auf die biblischen Quellen, weil sie verfügbar und bekannter sind als die außerkanonischen Schriften. Das Problem der ›Textarchäologie‹ (die Suche nach den Ursprüngen) bei den Synoptikern* (Markus, Matthäus und Lukas) und bei Johannes sowie in den Paulusbriefen lässt sich an diesen Texten hinreichend studieren.

Von Jesus und seinen Jüngern gibt es keine schriftlichen Aufzeichnungen. Sie sprachen Aramäisch und gaben ihre Erlebnisse mit Jesus und seine Reden mündlich weiter. Dies wurde als ausreichend angesehen, weil das Ende der Welt und der Anbruch der Herrschaft Gottes in naher Zukunft erwartet wurde. Eine schriftliche Fixierung schien deshalb nicht nötig zu sein.

Im Neuen Testament kommt nur der Apostel Paulus selbst zu Wort. Seine Briefe, Anfang der 50er Jahre des ersten Jahrhunderts geschrieben, stehen rein zeitlich dem historischen Jesus am nächsten. Leider erfahren wir aus ihnen wenig vom Reden und Wirken Jesu. Das Ereignis, das ihn

bestimmte, war seine Christusvision auf dem Weg nach Damaskus (1. Kor. 9, 1; Apg. 9).

Eine Fundgrube für den historischen Jesus ist das Markusevangelium, das etwa auf das Jahr 65 datiert wird. Es ist das älteste und das ursprünglichste der Evangelien. 35 Jahre nach Jesu Tod wurden die mündlichen Traditionen von Markus gesammelt, aufgezeichnet und ins Griechische übersetzt.

Markus war kein Jünger und er war auch kein Historiker. Seine Übersetzung der mündlichen Tradition ins Griechische war zugleich eine Interpretation der Texte, die er vorfand. Sein vorrangiges Interesse war nicht die Wiedergabe der Historie, sondern er wollte die Botschaft Jesu, so wie er sie verstand, in die Gemeinden tragen, also predigen. Dabei wird er auch auf die Wiedergabe der Historie Wert gelegt haben, aber dies Interesse stand nicht im Vordergrund. Und so lassen sich die teils erheblichen Unterschiede zwischen den Synoptikern erklären.

Das Markusevangelium hat Lukas und Matthäus beim Verfassen ihrer Texte vorgelegen und zum Teil als Quelle gedient.

Diese drei Evangelien werden ›synoptisch‹ genannt, weil man sie parallel lesen kann, wobei Übereinstimmungen, Ähnlichkeiten und Abweichungen deutlich werden.

Lukas und Matthäus lassen noch eine weitere Quelle erkennen, die ihnen vorgelegen haben muss, weil sie beide daraus zitieren. Sie wird ›Q‹ genannt und ist bisher nicht

gefunden worden. Auf sie ist man durch Textanalysen von Lukas und Matthäus gekommen. Es ist eine Sammlung von Sprüchen und Predigten Jesu, die beide benutzt haben. Aber auch Lukas und Matthäus wollen nicht in erster Linie historische Fakten sammeln und konservieren, sondern predigen.

Als am weitesten entfernt vom historischen Jesus hat sich das Johannesevangelium. Es ist etwa um das Jahr 100 entstanden und schildert Jesus in einer anderen Sprache und Sichtweise als der jesuanischen. Dieses Evangelium erzählt nicht vom irdischen Jesus, sondern es lässt mit dem johanneischen Jesus die Erfahrungen zu Wort kommen, die Johannes und seine Gemeinde machten. Es formuliert seine Botschaft in der Sprache des Mythos. Er dokumentiert eine Entwicklung der frühen Kirche: nämlich eine Verlagerung des Interesses von der Botschaft auf den Botschafter. Er legte dabei Jesus Worte in den Mund, die der nicht gesagt hat. Das ist für uns irritierend.

Paulus hatte schon in den 50er Jahren vor Johannes damit begonnen, den irdischen Jesus durch den himmlischen Christus abzulösen (2. Kor. 5, 16). Er formuliert sie aber in eigener Sprache, indem er zum Beispiel im *Hohen Lied der Liebe* (1. Kor. 13) die Liebe *an sich* preist.

Das Neue Testament ist in der Literatur des Altertums einzigartig. Es werden nicht die Taten großer Staatsmänner und Feldherren geschildert, auch nicht die Gedanken großer Dichter und Philosophen wiedergegeben, sondern vom Leben kleiner Leute, von Fischern, Handwerkern und

Steuerbeamten wird erzählt. Dies entspricht der Intention Jesu, der sich mit seiner Botschaft vor allem an diese wandte. Darum kommen diese nicht mit großen Worten und Spitzfindigkeiten daher, wie die Schriftgelehrten und Pharisäer, sondern mit einer ›Vollmacht‹ (siehe unten), die den Texten bis heute anzumerken ist, trotz aller Überarbeitungen von der mündlichen Tradierung bis zur schriftlichen Aufzeichnung. Am Schluss der Bergpredigt heißt es: *Und es begab sich, als Jesus diese Rede vollendet hatte, dass sich das Volk entsetzte über seine Lehre; denn er lehrte sie mit Vollmacht und nicht wie ihre Schriftgelehrten* (Mt. 7, 28–29). Das heißt, er ›jonglierte‹ nicht mit theologischen Begriffen wie die Schriftgelehrten, sondern er wusste, wovon er sprach.

JESUS UND SEINE FAMILIE

Jesus von Nazareth: Man pflegte als Nachnamen den Geburtsort anzufügen. Nazareth gilt darum als seine Vaterstadt (Mt. 13, 54). Markus und Johannes setzen voraus, dass er dort auch geboren wurde. Matthäus und Lukas dagegen überliefern als Geburtsort die Stadt Davids, Bethlehem. Wenn dies historisch wäre, warum weiß dann das übrige Neue Testament nichts von Bethlehem?

Matthäus und Lukas geht es darum, die Herkunft Jesu aus dem Stamme Davids zu betonen und sich auf die Verheißung des Propheten Micha zu stützen, wonach der Messias aus Bethlehem kommen soll: *Und du, Bethlehem Efrata, die du klein bist unter den Städten in Juda, aus dir soll mir der kommen, der in Israel Herr sei, dessen Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist* (Mi. 5, 1). Die Galiläer gehörten bis zum Jahr 103/104 zur samaritanischen Kultgemeinde, die für die Jerusalemer Abtrünnige waren.

Sie haben daher die entsprechenden Geburtsgeschichten komponiert als Ausdruck ihres Glaubens, dass Jesus der Christus sei. Dies war auch deswegen notwendig geworden, weil der Geburtsort Nazareth als problematisch galt. *Was kann aus Nazareth Gutes kommen?* (Joh. 1, 46), fragt das Johannesevangelium. Weil der Messias nach dem Propheten Micha in Bethlehem geboren werden soll, musste Jesu Geburtsort dorthin verlegt werden.

Dieser ›Fälschung‹ verdanken wir die schönen Weihnachtsgeschichten im Matthäusevangelium und Lukasevangelium. Sie sind der Ausdruck des Glaubens der frühen Kirche im Modus der Legende: Jesus ist der *Christus*, der Gesalbte, der vom jüdischen Volk erwartet wurde. Die Schönheit und die Wahrheit dieser Legende liegt in ihrer Botschaft, dass der Gesalbte nicht in einem Palast geboren wurde, sondern als Kind kleiner Leute auf der Flucht in Bethlehem das Licht der Welt erblickte. Diesen Schatz sollten wir nicht ›entsorgen‹, nur weil er Legende ist.

Jesus hatte Brüder und Schwestern. Das Matthäusevangelium geht zudem ganz selbstverständlich davon aus, dass Maria seine Mutter und Joseph sein Vater ist. *Und (er) kam in seine Vaterstadt und lehrte sie in ihrer Synagoge, sodass sie sich entsetzten und fragten: Woher hat dieser solche Weisheit und solche Taten? Ist er nicht der Sohn des Zimmermanns? Heißt nicht seine Mutter Maria und seine Brüder Jakobus und Josef und Simon und Judas? Und seine Schwestern, sind sie nicht alle bei uns? Woher kommt ihm denn das alles? Und sie ärgerten sich an ihm. Jesus aber sprach zu ihnen: Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterland und in seinem Hause* (Mt. 13, 54–58).

Diese Worte sollen zeigen, dass Jesus in seiner Knabenzeit schon gesetzeskundig war, was seine Eltern ›entsetzte‹.

Jesu Verhältnis zu seiner Familie wird als gespannt geschildert.

Markus 3, 20-22, 31-35: *Und er ging in ein Haus. Und da kam abermals das Volk zusammen, sodass sie nicht einmal essen konnten. Und als es die Seinen hörten, machten sie sich auf und wollten ihn festhalten; denn sie sprachen: Er ist von Sinnen. Und es kamen seine Mutter und seine Brüder und standen draußen, schickten zu ihm und ließen ihn rufen. Und das Volk saß um ihn. Und sie sprachen zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder und deine Schwestern draußen fragen nach dir. Und er antwortete ihnen und sprach: Wer ist meine Mutter und meine Brüder? Und er sah ringsum auf die, die um ihn im Kreise saßen, und sprach: Siehe, das ist meine Mutter und das sind meine Brüder! Denn wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.*

Auch die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel setzt ein gespanntes Verhältnis zu seiner Familie voraus und soll zeigen, dass er schon mit zwölf Jahren gesetzeskundig war.

Lukas 2, 42-51: *Und als er zwölf Jahre alt war, gingen sie hinauf(nach Jerusalem) nach dem Brauch des Festes. Und als die Tage vorüber waren und sie wieder nach Hause gingen, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem und seine Eltern wussten's nicht. Sie meinten aber, er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagereise weit und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wieder nach Jerusalem und suchten ihn. Und es begab sich nach drei Tagen, da fanden sie ihn im Tempel sitzen, mitten unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte und sie fragte. Und alle, die ihm zuhörten,*

verwunderten sich über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, entsetzten sie sich. Und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Sohn, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wisst ihr nicht, dass ich sein muss in dem, was meines Vaters ist? Und sie verstanden das Wort nicht, das er zu ihnen sagte. Und er ging mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen untertan. Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen.

Die familiären Spannungen in Jesu Familie sind offenbar dadurch entstanden, dass er sich Gott in einer besonderen Weise nahe wusste und ihn **Vater** nannte. Matthäus erzählt, Jesus habe sein problematisches Verhältnis zur Familie mit den Worten zur Sprache gebracht: **Der Prophet zählt nichts im eigenen Lande** (Mk. 6, 4) – und erst recht nicht in der eigenen Familie.

Max Liebermann hat dies in seinem Gemälde vom zwölfjährigen Jesus im Tempel in unglaublicher Dichte zum Ausdruck gebracht: Jesus erklärt den erstaunten Schriftgelehrten seine Sicht der Botschaft des Alten Testaments.

Maria, eine der Frauen, die bis zum Schluss am Kreuz ausharrten, und andere wurden später seine Jüngerinnen. Jakobus, einer der Brüder Jesu, schloss sich ihm erst sehr viel später an. Er war, nachdem durch die Kunde von Jesu Auferstehung die Geschichte eine unerwartete Wendung genommen hatte, zwar nicht nachträglich in die Jüngerlisten aufgenommen worden, wurde aber später zu einer

der drei Säulen der entstehenden Kirche. Er ist also sozusagen auf den fahrenden Zug aufgesprungen, als sich der Erfolg der Kirche durch die Kunde von der Auferstehung und die wachsende Jüngerzahl abzuzeichnen begann. Er verstand sich als Wächter des Judentums innerhalb dieser neuen Bewegung der Christen. Paulus berichtet von einer Begegnung mit ihm (Gal. 2, 4–14) und bezeichnet ihn und andere als »Falschbruder« (Gal. 2, 4), weil er auf der Einhaltung der jüdischen Reinheitsgebote bestand und zu diesem Zweck Spitzel nach Damaskus geschickt hatte, die die Freiheit vom Gesetz auskundschaften sollten, die Heidenchristen unter der Führung von Paulus durchgesetzt hatten. Sie widersetzten sich nämlich den Vorschriften der Juden in der Frage koscherer Speisen und bei der Beschneidung. Und so war er aus Sicht der Heidenchristen zum Wächter, zum »Schriftgelehrten« und »Spitzel«, geworden.

Es gingen schon in der engsten Familie Jesu elementare Inhalte seiner Botschaft verloren. Dass man zum Beispiel, wenn man Hunger habe, die »Schaubrote«, die im Tempel auslagen, essen dürfe, war nach Jakobus undenkbar. Aber bei Jesus hatte das Gesetz nicht das letzte Wort.

Habt ihr nie gelesen, was David tat, der in Not war? (Mk. 2, 25). Er aß die Schaubrote vom Altar, was verboten war.

Drei Männer übernahmen schließlich die Führung in der Jerusalemer Gemeinde: Jakobus, Kephas (Petrus) und Johannes (Gal. 2,9). Sie verstanden sich als Vertreter des jüdischen Glaubens, die dem »Messias« persönlich begegnet waren, seine Botschaft weitertrugen und »Apostel« genannt wurden.

SEIN LEHRER JOHANNES DER TÄUFER

Markus 1, 1–15: *Dies ist der Anfang des Evangeliums von Jesus Christus, dem Sohn Gottes. Wie geschrieben steht im Propheten Jesaja: »Siehe, ich sende meinen Boten vor dir her, der deinen Weg bereiten soll. Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: bereitet den Weg des Herrn, macht seine Steige eben!« (Mal. 3, 1; Jes. 40, 3). Johannes der Täufer war in der Wüste und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden. Und es ging zu ihm hinaus das ganze jüdische Land und alle Leute von Jerusalem und ließen sich von ihm taufen im Jordan und bekannten ihre Sünden. Johannes aber trug ein Gewand aus Kamelhaaren und einen ledernen Gürtel um seine Lenden und aß Heuschrecken und wilden Honig und predigte und sprach: Es kommt einer nach mir, der ist stärker als ich; und ich bin nicht wert, dass ich mich vor ihm bücke und die Riemen seiner Schuhe löse. Ich taufe euch mit Wasser; aber er wird euch mit dem Heiligen Geist taufen.*

Es hatte nach den großen Propheten wie Elia, Elisa, Amos, Jeremia, Jesaja und Hesekiel keine Männer mehr gegeben, die mit dem Anspruch auftraten, Gottes Botschaft an die Menschen zu verkündigen. Mit: ***so spricht der Herr*** (zum Beispiel Jes. 10, 23) beginnen viele ihrer Worte. Nun aber war mit Johannes und Jesus die Prophetie zurückgekehrt.

Die Propheten haben dem Denken des jüdischen Volkes zu einem neuen Zeitverständnis verholfen. Menschliches

Leben spielte sich nicht mehr nur in den Kreisläufen der Natur ab. Dies Zeitverständnis hatten die Israeliten von den Kanaanäern übernommen, wie es eine bäuerliche Kultur vorgab. Das Denken der Propheten beruhte dagegen auf einer Abfolge von geschichtlichen Fakten. »An Mazzot, dem Fest des Beginns der Gerstenernte, gedachte man des Auszugs aus Ägypten (Ex. 23,15) und am großen Herbst- und Weinlesefest der Wüstenzeit und des Wohnens in Laubhütten (Lev. 23, 42 f.). Israel hat diese ehemals rein agrarischen Feste ›historisiert‹. Man kann diese Umprägungen eines ganz eigenständigen Welt- und Daseinsverständnisses wohl kaum überschätzen« (Gerhard von Rad, Theologie des AT, S. 113).

Damit hatten die Propheten ein Zeitdenken im Sinne einer linearen Geschichtsstrecke begründet, das uns bis heute prägt. Gott war nicht allein der Schöpfer, der das Räderwerk der Natur in Gang gesetzt hatte, sondern er griff auch selbst als Lenker in die Geschichte ein. Gott bediente sich auch heidnischer Könige (Jes. 10, 6). Sein Tun hatte ein Ziel: das Reich Gottes. Dies bezeichnet einen Zustand, der von der Treue Gottes den Menschen gegenüber und von deren Treue Gott gegenüber lebt. *Ich will ihnen ein Herz geben, dass sie mich erkennen sollen, dass ich der Herr bin. Und sie sollen mein Volk sein, und ich will ihr Gott sein; von ganzem Herzen werden sie sich zu mir bekehren* (Jer. 24, 7).

Die Propheten maßen das Volk und die Regierenden mit dem Maßstab des *Reiches Gottes*. Dieses Reich ist durch *Gerechtigkeit* geprägt.

Professor Koch übersetzte uns als Studenten den Begriff ›zedaka‹ mit Gerechtigkeit, damit war die ›Thora- und Gemeinschaftstreue‹ gemeint.

Das Gesetz, wie es zum Beispiel in den zehn Geboten vorliegt, hat sich bewährt im Umgang mit Gott (du sollst seinen Namen heiligen) und im Umgang der Menschen untereinander (liebe deinen Nächsten, wie dich selbst).

Gerechtigkeit war und ist aber auch die Qualität Gottes im Umgang mit uns Menschen. Denn er ist ein gerechter Gott, weil er in seinem Bund seiner Allmacht Zügel anlegt. Auf diese Weise entsteht das Reich Gottes, dem die Menschen sich nach Gottes Gebot gerecht verhalten können. Aber die Leiter dieses Volks sind Verführer, und die sich von ihnen leiten lassen, sind verloren (Jes. 9, 15).

Die Propheten setzten in dieser Situation ihre Hoffnungen auf die *Buße* beim Volk. Buße (›metanoia‹) meint einen Sinneswandel, der zur Einsicht führt, dass ihre Weise zu leben, die bisher praktiziert wurde, in eine Katastrophe, aber nicht zur Gerechtigkeit führen würde (so zum Beispiel Jes. 13, 1–16; Jer. 31, 19).

Diese Katastrophen betrachteten die Propheten als Strafe Gottes. Wir Heutigen sprechen von den selbst herbeigeführten Folgen unseres Handelns, was aufs Gleiche hinausläuft.

Die Propheten hofften auf ein Eingreifen Gottes, wodurch bei den Menschen eine Sinnesänderung herbeigeführt und die Gerechtigkeit die Oberhand gewinnen würde.

Heute müssen wir die Achtung gegenüber der Natur zur Gemeinschaftstreue dazu zählen.

In dieser Tradition stand Johannes und spitzte die Erwartung zu auf die Botschaft: ***Tut Buße, denn das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen*** (Mt. 3, 2). Vor dessen Ankunft erwartete er ein Gericht, vor dem nur bestehen konnte, wer Buße getan und sich zum Zeichen seiner Buße hatte taufen lassen. Den Bußaufruf kannten auch die anderen Propheten, aber der Zusammenhang mit der Taufe war neu. Zwar gab es im Judentum sich wiederholende Reinigungsbäder, aber nicht eine einmalige Taufe. Diese signalisierte die Nähe des unmittelbar bevorstehenden Gottesreiches. ***Es ist die Axt den Bäumen schon an die Wurzel gelegt*** (Lk. 3, 9; Mt. 3, 10).

Diese Bußtaufe fand im Jordan statt, nicht im Jerusalemer Tempel. Damit provozierte Johannes einen weiteren Konflikt mit der Priesterschaft, denn die Sündenvergebung war eine Angelegenheit des Opferkults im Tempel. Die priesterliche Theologie verkündigte, das Volk habe Gott durch schuldhaftes Verhalten erzürnt. Und es bedürfe eines Sühneopfers, um ihn zu besänftigen. Auf diese Weise entstand im Opferkult im Tempel eine Art ›Ablasshandel‹. Johannes verlegte den Ort der Sündenvergebung an den Jordan, an die Stelle, an der Josua mit den Israeliten den Fluss überquert hatte (Jos. 3 und 4). Mit dem Ortswechsel vollzog sich auch ein Bedeutungswandel. Johannes redete nicht mehr vom Sühneopfer, sondern, wie die Propheten vor ihm, sondern von der Buße. Den griechischen Begriff

›metanoia‹ kann man mit ›Sinnes- und Verhaltenswandel‹ übersetzen.

Dieser Paradigmenwechsel von der priesterlichen Opfertheologie zur prophetischen Predigt von der Buße, wie ihn Johannes, Jesus und später Luther auch vollzogen haben, war theologisch gravierend und kostete Johannes und Jesus das Leben.

JESU TAUFGE: SEINE BERUFUNG

Markus 1, 9–13: *Und es begab sich zu der Zeit, dass Jesus aus Nazareth in Galiläa kam und ließ sich taufen von Johannes im Jordan. Und alsbald, als er aus dem Wasser stieg, sah er, dass sich der Himmel auftat und der Geist wie eine Taube herabkam auf ihn. Und da geschah eine Stimme vom Himmel: Du bist mein lieber Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen.*

Und alsbald trieb ihn der Geist in die Wüste; und er war in der Wüste vierzig Tage und wurde versucht von dem Satan und war bei den wilden Tieren, und die Engel dienten ihm.

Jesus hat die Predigt des Johannes vom nahen Reich Gottes in ihren Grundzügen übernommen und weitergeführt. Johannes hatte Jünger um sich gesammelt, wie es später Jesus auch tat. Jesus ist ein Jünger Johannes' des Täuflers gewesen, denn er hat seiner Botschaft zugestimmt und sich von ihm taufen lassen.

Die Tatsache seiner Taufe bedeutet, dass er der Bußpredigt des Johannes nicht nur zugestimmt hat, sondern dass er auch im johanneischen Sinn Buße getan hat. Denn Johannes hatte zu einer Bußtaufe aufgerufen, und es ist schwer vorstellbar, dass sich Jesus ohne Buße zu tun, der Taufe zugestimmt hat. Die Tatsache seiner Versuchung gibt zu erkennen, dass er für Versuchungen empfänglich war.

Impressum

Rolf Wassermann
Die Botschaft
des Jesus von Nazareth
Sachbuch

2. überarbeitete Auflage • März 2021
ISBN Buch: 978-3-95683-615-2
ISBN E-Book PDF: 978-3-95683-616-9
ISBN E-Book epub: 978-3-95683-617-6

Lektorat: Ulrike Rücker
ulrike.ruecker@klecks-verlag.de
Umschlaggestaltung: Ralf Böhm
www.boehm-design.de

© 2021 KLECKS-VERLAG
Waldstraße 7 • D-63639 Flörsbachtal
info@klecks-verlag.de • www.klecks-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung und Vervielfältigung – auch auszugsweise – ist nur mit ausdrücklicher schriftlicher Genehmigung des Verlages gestattet.

Alle Rechte, auch die der Übersetzung des Werkes, liegen beim KLECKS-VERLAG. Zuwiderhandlung ist strafbar und verpflichtet zu Schadenersatz.

Alle im Buch enthaltenen Angaben wurden vom Autor nach bestem Wissen erstellt und erfolgen ohne jegliche Verpflichtung oder Garantie des Verlages. Der Verlag übernimmt deshalb keinerlei Verantwortung und Haftung für etwa vorhandene Unstimmigkeiten.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Leseempfehlung ...



Thorsten Wüst
2.756 Kilometer
Zu Fuß ans Ende der Welt
Reisebericht

Taschenbuch • 13 x 20 cm • 646 Seiten

ISBN Buch: 978-3-95683-720-3

ISBN E-Book PDF: 978-3-95683-721-0

ISBN E-Book epub: 978-3-95683-722-7

Zu Fuß von Köln nach Aachen – einfach mal den Kopf freibekommen, den Stress hinter sich lassen, mit sich allein sein ...

Was mit einer viertägigen Wanderung begann, wurde für den Autor schnell zum Pilgern und zu einer Leidenschaft, der er auf weiteren Teiletappen auf dem Jakobsweg nach Auxerre im französischen Burgund folgte. Krönung war dann von dort die restliche Etappe bis nach Santiago de Compostela und schließlich sogar bis ans Ende der Welt.

Immer dabei: Notizblöckchen und Stift – für all die Sehenswürdigkeiten, für Natur- und Kulturschönheiten, aber auch für Ödnis, Langeweile, Erstaunliches, Lustiges und Ernstes.

Folgen Sie dem Autor lesend auf seinem Weg von Köln bis ans Ende der Welt. Und wer weiß? Vielleicht begeben Sie sich später auf Ihren eigenen Weg – auf den Spuren des heiligen Jakobus.